

**Fred Forchheimer:
Verfolgung – Emigration – Selbstbehauptung**

„Omnia mea mecum porto“
(Alles, was mein ist, trage ich bei mir)

von *Eva Schmidt*

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis.....	2
Fred Forchheimer: Ein jüdisches Schicksal aus Bamberg	3
Teil 1: Das Schicksal der Familie Forchheimer in Deutschland 1933 - 1942.....	5
1. Die Vernichtung der Familie.....	5
2. Selbstbehauptung als Hechaluzpionier.....	17
2.1. Bamberg – München – Frankfurt	17
2.2. Buchenwald.....	21
Literaturverzeichnis.....	25

Fred Forchheimer: Ein jüdisches Schicksal aus Bamberg

Aus der jüdischen Gemeinde in Bamberg sind viele herausragende Persönlichkeiten hervorgegangen. Von einer dieser Persönlichkeiten – Fred Forchheimer, der 1939 als junger Mann Deutschland verlassen mußte und im Ausland zu einem berühmten Erfinder und Wissenschaftler wurde – handelt diese Arbeit.

Den ersten Hinweis auf sein bemerkenswertes Schicksal erhielt ich durch eine Kurzbiographie, in der über ihn zu lesen war:

„1939 floh er nach Dänemark, wo er sich während des Krieges im Widerstand gegen die deutsche Besetzung auszeichnete. Er war an der Rettung vieler dänischer Juden nach Schweden beteiligt.“¹

Das klang interessant: Ein jüdischer Widerstandskämpfer aus Bamberg in Dänemark. Ich begann, nach Spuren und Belegen zu suchen und kam so dem Schicksal Forchheimers immer näher. Dabei fand ich zwar Hinweise auf, aber bisher noch keine eindeutigen Beweise für eine Beteiligung am dänischen Widerstand.

Die Spurensuche nach diesem jüdischen Widerstandskämpfer aus Bamberg begann und ist noch nicht abgeschlossen. Zwar fehlt mir bisher ein eindeutiger Beweis² dafür, daß er Widerstandskämpfer im engeren Sinne war³.

Doch es bleibt festzuhalten, daß Forchheimer als Mitglied der Organisation „Hechaluz“ auf jeden Fall Widerstand in einem weiteren Sinne leistete:

“If we were to employ the broader definition of Jewish resistance of [the] Israeli historian Yehuda Bauer with his use of the Hebrew word *amidah* (which means “to stand up against”), we could consider unarmed actions against the Germans as resistance as well. We could include actions meant to help keep individual Jews alive and to help ensure the community’s survival. Resistance might be the seemingly simple action of continuing to teach children about Judaism, and to celebrate Jewish rituals and holidays in spite of prohibitions and difficult circumstances. Resistance could mean saving others from starvation and caring for the sick and the elderly. Resistance could mean helping Jews to reach Palestine.”⁴

Wie im folgenden gezeigt wird, gelang Forchheimer dieser Widerstand gegen die Auslöschung von Kultur und Tradition durch Selbstbehauptung als Jude und als Mensch.

Es gelang ihm die Selbstbehauptung gegenüber der nationalsozialistischen Ideologie und Politik, die auf eine Vernichtung der wirtschaftlichen, bürgerlichen und physischen Existenz des europäischen Judentums bis ins letzte Glied abzielte. Denn es gelang den Nationalsozialisten zwar, Fred Forchheimer das väterliche Vermögen zu rauben, ihm das Recht auf ein Universitätsstudium in Deutschland zu verweigern, ihn außer Landes zu treiben und fast seine gesamte Familie zu ermorden, doch sie konnten ihn nicht vernichten: „omnia mea mecum porto“⁵. Zunächst behauptete sich Fred Forchheimer als Zionist, als Mitglied der jüdischen Pionierorganisation Hechaluz⁶, doch seine Emanzipation ging weiter: später

¹ Loebel, S. 338

² Zu den Indizien komme ich im Teil 2 der Arbeit.

³ Widerstand gegen das NS-Regime im engeren Sinne umfaßt Angriffe auf das Herrschaftssystem.

⁴ Stokholm Banke, S. 225

⁵ Cicero schrieb diesen Ausspruch dem griechischen Philosophen Bias von Priene zu: Der wahre Besitz liege in den Fähigkeiten und charakterlichen Eigenschaften, nicht im materiellen Besitz. Forchheimer zitiert diese Sentenz öfters, Briefe vom 1.1.44 und 20.2.44.

⁶ Ein Fred Forchheimer wird auch als Mitglied einer antifaschistischen Untergrundzelle von Hebonim und Hechaluz genannt, vgl. Paucker (2001), Fußnote 31.

emanzipierte er sich von Hechaluz, nachdem er erkannt hatte, daß „jeder Mensch soviel Freiheit haben muß, um selbst zu entscheiden, für wen, mit wem und vor allem, wie er leben will“⁷. Diese weitergehende, zweite Emanzipation war die Voraussetzung für ein erfülltes Leben in Schweden. Als er – viel zu früh, mit 68 Jahren – verstarb, wurde er international nicht nur als herausragender Erfinder und Wissenschaftler gewürdigt, sondern auch als tätiger Humanist.⁸ Seine Familie (mittlerweile in dritter Generation) trägt sein Erbe weiter.

Die vorliegende Arbeit besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil beschäftigt sich mit Forchheimers Jugend in Deutschland. Dabei wird auch das Schicksal seiner Familie behandelt, das das Schicksal vieler jüdischer Familien im Nationalsozialismus war: Zunächst wurde systematisch ihre bürgerliche Existenz vernichtet, danach auch die physische – die meisten Familienmitglieder wurden ermordet⁹. Fred Forchheimer war der einzige in seiner Familie, der dies überlebte.

Teil 2 beschäftigt sich mit seinem Schicksal als Hechaluzpionier in Dänemark und als Flüchtling in Schweden. Hier gehe ich auch ausführlich auf die Frage ein, weshalb so viele Juden – darunter auch Forchheimer – bis 1943 in Dänemark unbehelligt leben und dann nach Schweden entkommen konnten.

Die Arbeit wäre nicht möglich gewesen, wenn viele nicht vorgearbeitet oder mich unterstützt hätten.

Unentbehrliche Hilfe bei der Endfassung leistete mein Mann, Dr. Eberhard Schmidt.

Ohne die Arbeit von Mistele wäre vieles über das Schicksal von Rosa und Adolf Forchheimer im Dunkeln geblieben.¹⁰

Die wichtigste Quelle der Arbeit sind jedoch die Briefe Forchheimers an seine Freundin M. Forchheimer hatte M. nach seiner erfolgreichen Flucht aus Dänemark in Schweden kennengelernt und mit ihr einen Briefwechsel begonnen, in dem er ihr sein Leben schilderte.

Eine Sammlung dieser Briefe¹¹ übergab M. 2003 an Robert und Claire Forchheimer, die Kinder Fred Forchheimers, von denen ich sie zur Einsichtnahme bekam. Ich danke ihnen nicht nur dafür und für die geduldige Beantwortung meiner Fragen, sondern ich danke Claire Forchheimer auch für ihre Archivarbeit in Kopenhagen und die Bereitstellung und Übersetzung dänischer Archivmaterialien ins Englische¹².

⁷ Dies schrieb er an seine Freundin M. am 5.3.44. Die folgenden Ausführungen zu Fred Forchheimer stützen sich im wesentlichen auf eine unveröffentlichte Sammlung von Briefen an seine Freundin M.

⁸ vgl. Obituary Fred Forchheimer

⁹ Nur 65% der Bamberger Juden überlebten den Holocaust. Familien versuchten zunächst, ihre Kinder zu retten, was oft gelang. Doch nach der Reichspogromnacht gab es für viele – mittlerweile ihres Vermögens beraubte – Juden, die ihren Kindern ins Ausland nachfolgen wollten, keine Chance mehr auf Auswanderung. Auch glaubten viele ältere Juden, daß sich ihr Schicksal nicht mehr verschlimmern konnte, nachdem ihre bürgerliche Existenz zerstört worden war. Dieses Schicksal teilten auch Rosa und Adolf Forchheimer, vgl. Loebl, S. 11, Beisbart, S. 96

¹⁰ vgl. Mistele

¹¹ Briefwechsel

¹² Danish National Archives

Teil 1: Das Schicksal der Familie Forchheimer in Deutschland 1933 - 1942

1. Die Vernichtung der Familie

Fred Forchheimer – als Alfred Forchheimer geboren – schildert eine bürgerliche Kindheit im Überfluß. Sein Vater Adolf Forchheimer war in Thüngen/Unterfranken geboren worden.

Adolf und dessen Bruder Isidor heirateten in dieselbe Familie hinein: Adolf heiratete Rosa Michels, Isidor heiratete deren Schwester Johanna. Die beiden Schwestern entstammten einer pommerschen Kaufmannsfamilie, ihr Vater Simon war zuletzt in Greifswald tätig gewesen.

Die Brüder wurden beide Unternehmer. Isidor wohnte zunächst in Greifswald und zog 1919 mit seiner Familie nach Bamberg.¹³ Adolf ging nach Berlin und war dort sehr erfolgreich:

„Mein Vater war Möbelfabrikant und sehr reich. Noch heute sehe ich die erdrückende Pracht und Größe unserer Wohnung in Berlin vor mir, die aus 12 saalgroßen Räumen bestand. Ich erinnere mich noch deutlich der prunkvollen Feste und Einladungen der gesellschaftlichen Prominenz ...“¹⁴

1926 zog die Familie nach Bamberg um. Es ist nicht bekannt, warum die Familie Berlin verließ; im Ergebnis jedoch rückten die Familien Michels und Forchheimer eng aneinander, denn 1926 zogen auch Adolf Forchheimers Schwiegereltern, die Familie Michels, sowie sein Schwager, der verwitwete Kaufmann Erich Michels, von Greifswald nach Bamberg.

Die Familien zogen in das Anwesen Keßlergasse 18, wo Isidor seit 1919 lebte und ein Manufaktur- und Kurzwarengeschäft besaß.¹⁵ Sehr wahrscheinlich arbeiteten die Brüder eng zusammen (Möbelherstellung und -verkauf), und von 1931 bis 1936 war Adolf Forchheimer Inhaber der Möbelfirma FOBA¹⁶.

Auch nach dem Umzug nach Bamberg blieb die Familie wohlhabend und „klassenbewußt“¹⁷. Erst die Machtergreifung Hitlers brachte ein Umdenken, wie aus den Ausführungen Fred Forchheimers, der früh mit diesem Klassendenken gebrochen hatte, deutlich wird:

„Erst als eine höhere Gewalt, der deutsche Nationalsozialismus, den jüdischen Teil dieser Klasse zum Objekt ungerechter und amoralischer Verfolgung machte und man am eigenen Körper spürte, was der Begriff ‚Menschenrecht‘ eigentlich bedeutet, konnte der Bruch zwischen mir und meiner Familie einigermaßen heilen.“¹⁸

¹³ Vgl. Gedenkbuch, S. 107, 109, 264

¹⁴ Brief vom 27.10.42

¹⁵ „Filialen bestanden am Grünen Markt 5 (1924 – 1936) und in der Schützenstraße 4/R, in denen neue und gebrauchte Möbel und Polstermöbel verkauft wurden.“ Fichtl, S. 232

¹⁶ Luitpoldstr. 23/R. Er stellte auch von 1931 bis ca. 32 in der Schützenstraße 4/0 Polstermöbel her, später nutzte Isidor die Räume als Möbelleger und Verkaufsraum, vgl. ebd., S. 276 und 302

¹⁷ Man spielte Tennis, man stattete den „finanziellen Aristokraten“ formelle Besuche ab, man fuhr mit dem Wagen aufs Land und „duldet“ die Grüße der Bauern, vgl. Brief vom 9.11.43

¹⁸ Brief vom 9.11.43. Der „Bruch“ betraf nicht die finanzielle und sonstige Unterstützung durch die Familie

Noch 1934 konnte es sich die Familie – trotz wirtschaftlicher Schwierigkeiten¹⁹ – leisten, ihren Sohn zu unterstützen, dem aufgrund der Judengesetze trotz Abitur (1934 am Neuen Gymnasium)²⁰ sowohl ein Studium der Philosophie als auch ein Studium des Ingenieurwesens verwehrt blieben:

„[In Bamberg] besuchte ich das humanistische Gymnasium und machte im Jahre 1934 – also im Alter von 16 Jahren das Abitur. Ich wollte ursprünglich Medizin studieren, entschloß mich aber kurz vor dem Abitur zur Philosophie. Alle Anträge an die Universitäten wurden auf Grund des status quo in der Judengesetzgebung abgelehnt. Da ich stets ein besonderes Interesse für Technik hatte, entschloß ich mich daraufhin, Ingenieur zu werden. Aber auch hier waren alle Tore für mich verriegelt. Es blieb mir keine andere Wahl, als meine Ausbildung zum Techniker von einer anderen Seite her zu beginnen. Ich wurde Mechaniker in der Fabrik eines Freundes meines Vaters. Selbstverständlich ungelohnt. Meine Eltern hätten es für eine Beschimpfung unseres Namens angesehen, wenn man mir ‚ein paar Pfennige in die Hand gedrückt hätte‘ – wie mein Vater sich immer auszudrücken pflegte“.²¹

Auch noch bis 1937 wurde der Sohn großzügig unterstützt, sonst hätte dieser weder das Kulturangebot in München so genießen²² noch sich im Winter 1936/37 einen 14tägigen Winterurlaub in den Alpen leisten können:

„Als ich in München war, bin ich einmal 14 Tage in den Alpen Ski gelaufen. Das ist jetzt 7 Jahre her und seitdem hatte ich dazu keine Gelegenheit mehr. Diese Skitour endete übrigens mit dem, was wir Spitzensalat nennen. (Wenn die Skispitzen brechen). Ich bin selbst kein tüchtiger Skiläufer, obwohl mein Vater sich redlich Mühe gab, es mir beizubringen. Mein Vater ist faktisch auf Skiern groß geworden und war ein ausgezeichnete Läufer.“²³

Es ist anzunehmen, daß die Familie damals von Ersparnissen lebte. Denn sowohl Isidor (1937) als auch Adolf Forchheimer (1936) waren zur Aufgabe ihrer Geschäfte gezwungen worden.

Die Liquidierung jüdischer Unternehmer war von Anfang an das Ziel der Nationalsozialisten gewesen („Entjudung der deutschen Wirtschaft“). Die Lage der Möbelhändler in Deutschland kann auch vor 1933 zur Zeit der Weltwirtschaftskrise nicht gut gewesen sein. Doch zusätzlich zu den Folgen der Krise, die allen Geschäftsleuten zu schaffen machte, litten sie nicht nur unter dem „Radauantisemitismus“ (Boykottaufrufe, Einschüchterung der Kunden, Agitationskampagnen), sondern mußten aufgrund schleichenden oder massiven Umsatzrückgangs aufgeben:

¹⁹ Ende November 1933 äußerte sich Forchheimer gegenüber einem Annoncenakquisiteur, er sei „finanziell schlecht gestellt“ (zitiert nach Fichtl, S. 276), außerdem zog die Familie 1934 in eine weniger repräsentative Wohnung von Bleichanger 18 (Einzug 1930) in die Austraße 21 (vgl. Gedenkbuch, S. 108)

²⁰ vgl. Brief vom 27.10. Diese Angabe konnte ich nicht verifizieren. Eine entsprechende Anfrage am Franz-Ludwig-Gymnasium blieb unbeantwortet.

²¹ Brief vom 27.10.43

²² vgl. Brief vom 6.12.43

²³ Brief vom 20.2.44

„Diese Umsatzeinbußen resultierten vielfach aus dem sogenannten stillen Boykott dieser Unternehmen durch die arischen Kunden. Wegen ihres direkten Umgangs mit der Kundschaft litten, darin vergleichbar anderen Städten, die Bamberger Einzelhandelsgeschäfte ganz besonders unter den vielfältigen Formen des Boykotts wie auch der Verängstigung ihrer Kundschaft.“²⁴

Als Adolf Forchheimer aufgeben mußte – 1936 erlosch die Firma FOBA ohne Nachfolger²⁵ – konnte Isidor seinem Bruder keine Beschäftigung mehr anbieten. Auch er mußte aufgeben, und sein Unternehmen wurde Anfang 1937 „arisiert“.²⁶ Adolf Forchheimer fand von 1937 bis zum 1. April 1938 Arbeit als Gemeinde- und Leichendiener der Israelitischen Kultusgemeinde.²⁷ Laut Aussage seines Sohnes wurde die ökonomische Basis der Familie 1937/38 endgültig zerstört:

„Als in den Jahren 1937-1938 die Judengesetze die ökonomische Basis unserer Existenz zerschlugen, trat mit meinem Vater eine grundlegende Veränderung ein. Der Klassenstolz war plötzlich verschwunden und an seine Stelle eine natürliche und selbstverständliche Äußerung des Selbsterhaltungstriebes getreten. Meine Mutter hat diesen Schlag nie überwinden können. Dazu ist natürlich zu bemerken, daß mein Vater einem Bauerngeschlecht entstammt und sich von der Besitzlosigkeit zum Millionär emporgearbeitet hat, während meine Mutter einer hochbürgerlichen Linie angehörte. Außerdem war mein Vater deutscher Offizier im Weltkrieg und konnte – selbst Preuße – diese Schule nie verleugnen. Für ihn hat der Zusammenbruch der ökonomischen Existenz nie soviel bedeutet, wie der Zusammenbruch seines Deutschpatriotismus. Noch im Jahre 1937 betrachtete er das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse sowie die Tapferkeitsmedaille, die er im Felde erworben hat, mit aufrichtigem Stolz als ‚Dank des Vaterlandes‘ – bis er im Konzentrationslager eines Besseren belehrt wurde.“²⁸

Ja, das Vaterland dankte ihm nichts; vielmehr erlitt auch er alle Demütigungen, die das Dritte Reich den jüdischen Bürgern – auch den Weltkriegsveteranen – auferlegte: den Entzug der Bürgerrechte 1935, die Registrierung des Vermögens, den Ausschluß vom Börsenhandel (Juni 38), die Einführung einer Kennkarte, die zwangsweise Einführung des Namens Israel oder Sara und die Kennzeichnung der Reisepässe.

²⁴ Fichtl, S. 215

²⁵ ebd., S. 276

²⁶ „Am 1.4.37 veröffentlichte der Geschäftsmann [X (geschwärzt im Original)] eine Werbeanzeige, in der er eine Neueröffnung anpries: ‚Möbelhalle Alte Mauth bisher I. Forchheimer Eingang Lebergasse ab 1. April 1937 rein arisch Wohnzimmer-Schlafzimmer-Küchen-Einzelmöbel Große Auswahl-Gut-Und sooo billig!‘ Einige Zeit später übernahm [X] auch Räumlichkeiten Forchheimers in der Schützenstraße 4b. [...] Obwohl [X] sowohl die Geschäftsräume übernommen hatte als auch an den Ruf der Alten Mauth als Sitz einer Möbelfirma angeknüpft hatte, behauptete er nach dem Krieg, Forchheimer habe ohne Druck von außen seine Firma liquidiert, und es bestünden keine Beziehungen zwischen der alten jüdischen Firma und [X] neuem Unternehmen.“ Fichtl, S. 126f.

Im folgenden weist Fichtl nach, daß es sich um eine Arisierung handelt, da mit der Firmierung ‚Möbelhalle Alte Mauth‘ auf bestehende Geschäftsbeziehungen spekuliert worden sei, vgl. ebd., S. 127. Bis 1938 war Isidor Forchheimer nur noch Händler von gebrauchten Möbeln. Im Oktober 1938 erlosch seine Firma. Vgl. ebd., S. 262

²⁷ vgl. Gedenkbuch, S.107

²⁸ Brief vom 27.10.43

Doch dies war nur das Vorspiel. In der Nacht vom 9. bis 10. November 1938 befahl die Kreisleitung der NSDAP auf Weisung der Gauleitung in Bayreuth, die Synagogen im gesamten Kreisgebiet zu zerstören. Auch das jüdische Gemeindezentrum in Bamberg, die „Weiße Taube“, wurde zerstört. Feuerwehr und Staatsanwaltschaft griffen nicht ein. Es kam auch zu Gewalt gegen Personen. So wurde der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde, der Kommerzienrat Willy Lessing, zu Tode geprügelt. Er erlag im Januar 1939 seinen schweren Verletzungen. Am 10. November lagen bei der Polizei Befehle vor, alle männlichen Juden über 18 Jahre in Schutzhaft zu nehmen, darunter auch Isidor und Adolf Forchheimer. Sie kamen ins Konzentrationslager Dachau.²⁹

Man behandelte sie dort grausam:

„Man behandelte sie nicht viel anders als die übrigen KL-Insassen, nur war eben der Unterschied, daß sie Juden waren und das in jedem Augenblick zu spüren bekamen. Stundenlanges Stehen auf dem Appellplatz bei Wind und Wetter, das Zusammenpferchen vieler in kleinen Stuben, miserable Ernährung und vor allem die Ungewißheit über das weitere Schicksal machten die Situation unerträglich.“³⁰

Beide überlebten zwar und wurden am 16. bzw. 24. Dezember entlassen.³¹ Doch es gab kein Entkommen. Denn spätestens mit den Verordnungen über die Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschaftsleben vom 12. November 1938 und über den Einsatz des jüdischen Vermögens vom 3. Dezember 1938, durch die die Juden genötigt waren, ihre Wertpapiere bei einer Devisenbank zu hinterlegen, ihre Gewerbebetriebe zu verkaufen oder abzuwickeln und ihren Grundbesitz zu verkaufen, fehlten ihnen die nötigen Mittel für die Ausreise. Die Falle war zugeschnappt.

Die Zwangsverkäufe waren ein Eldorado für die Ariseure; die Juden wurden praktisch ausgeplündert. Das genügte den Nationalsozialisten aber noch nicht: Schmuck, Edelsteine und Edelmetall durften nicht mehr frei veräußert werden. Am 21. Februar 1939 ergänzte Göring:

„Alle Juden, außer ausländischen Staatangehörigen [sic] haben die in ihrem Eigentum befindlichen Gegenstände aus Gold, Platin oder Silber, sowie Edelsteine und Perlen binnen zwei Wochen an die vom Reich eingerichteten öffentlichen Ankaufsstellen abzuliefern.“³²

Damit war die ökonomische Basis vieler Familien so zerstört, daß an Emigration nicht mehr zu denken war. Die Ausreise hätte Geld gekostet, das spätestens jetzt nicht mehr vorhanden war. Es ist nicht bekannt, wie die Familien Isidor und Adolf Forchheimer bis 1941 überlebt haben und ob sie – wie andere auch – zur Zwangsarbeit unter erbärmlichsten Umständen gezwungen waren.

²⁹ Vgl. Mistele, S. 43-51

³⁰ Ebd., S.55

³¹ Vgl. Gedenkbuch, S. 107 und 109

³² Zitiert nach Mistele, S. 70

Zwischen November 1938 und August 1939, bereits vor Kriegsbeginn, verschlechterte sich die Lage weiter:

„Einschneidendes, Bedrohliches wurde angeordnet, tiefe Eingriffe in das persönliche Leben erfolgten. Die Verfügung über Bankguthaben wurde weitgehend eingeschränkt, das Erscheinen von Juden in der Öffentlichkeit durch den sogenannten ‚Judenbann‘ (ein direkter Rückgriff auf mittelalterliche Verhältnisse) eingeschränkt. Führerscheine wurden eingezogen, Kraftfahrzeugzulassungen ungültig gemacht und schließlich die Autos selbst zu mäßigen Preisen von der Partei ‚angekauft‘.“³³

Durch ein Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden (30. April 1939) konnte jüdischen Mietern durch nicht-jüdische Vermieter jederzeit gekündigt werden. Damit konnten Juden aus sogenannten „arischen“ Wohngebieten vertrieben werden. Ein Ziel der Nazis war aber auch die „Entjudung“ der Wohngebiete, in denen seit dem 19. Jahrhundert das gutsituierte jüdische Bürgertum wohnte. Ab 1938 entstanden sogenannte „Judenhäuser“, Häuser mit jüdischer Bevölkerung also, die gezwungen worden war, ihre alten Wohnungen zu verlassen. Mehrere Familien mußten da auf engstem Raum wohnen:

So kam es dazu, daß sich – wie im Falle der Sophienstr. 7 (Willy-Lessing-Str. 7) – aus der standesgemäßen Wohnung eines Kommerzienrats die Unterkunft einer zu Paria deklarierten Bevölkerungsgruppe entwickelte. Dies geschah auch mit dem Wohnhaus der Familie Isidor Forchheimer, der Keßlergasse 18. Es war aber nicht der eigene Bruder, der hier einquartiert wurde. Der mußte mit seiner Frau 1940 in die Schützenstraße 21, ein anderes Judenhaus ziehen.³⁴

Der Historiker Benz beschreibt, was dies für die betroffenen jüdischen Familien bedeutete:

„Der Entzug der Wohnung hinterließ seine Spuren. Mit dem Auszug nahmen die Juden Abschied von einem Ort, mit dem sie lange und tief verwurzelt waren. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten hatten sie sich wenigstens noch in die relative Geborgenheit ihrer häuslichen Umgebung zurückziehen können, um den öffentlichen Diffamierungen und Diskriminierungen zu entgehen. Diese Zufluchtsstätte existierte nicht mehr. Altvertraute Möbel und Einrichtungsgegenstände blieben zurück. Bücher und Bilder gingen verloren. Haustiere durften nicht mitgenommen werden. An den Wohnungen hafteten die Erinnerungen an Kindheit und Schulzeit, an Beruf und Familie.“³⁵

Er konkretisiert dies anhand des Schicksals der Familie Liebmann, eines älteren Malerehepaars, das in einem Pensionszimmer in München Unterkunft gefunden hatte. Ein Besucher berichtet:

„Der Wohnraum ... war wirklich nicht gemütlich. Nicht daß er unsauber gewesen wäre, oder auch nur unaufgeräumt. Das war durchaus nicht der Fall. Aber eine Unzahl von Koffern, Pappkartons und kleinen Kisten, sogar auf Kästen und Kommoden aufgetürmt, füllte jeden Winkel aus und verstellte alle Wege. Die Möbel, mit denen sie nach der

³³ Ebd., S. 66

³⁴ Vgl. Ebd., S. 67, Gedenkbuch, S. 108 und 110. In der Keßlergasse 18 lebte bis 1942 auch der Schwiegervater I. Forchheimers, Simon Michels, vgl. Gedenkbuch, S. 264.

³⁵ Benz, S. 646f.

Vertreibung aus ihrer früheren Wohnung nichts mehr anzufangen wußten, lagerten bei einem Spediteur, weil sie in dem möblierten Pensionszimmer nicht mehr aufgestellt werden konnten. Alles, was sie früher in vielen Schubladen und Kästen verwahrt hatten, Kleider, Wäsche, Schuhzeug, ihre Bücher und das umfangreiche Maler- und Radierer-Handwerksgerät, all das war nun in dem Kunterbunt der Pakete und Kisten verpackt. Sarkastisch nannte Alexander Liebmann seine Behausung sein Nachtsyl... Mit Tränen in den Augen zeigte er mir eines Tages seine deutschen Kriegsorden. Dabei stellte er mir die Frage: «Und ich soll nun plötzlich kein Deutscher mehr sein?»³⁶

Ähnlich mag es auch dem Kriegsveteranen Adolf Forchheimer gegangen sein.

Die Situation für Juden sollte sich nach Kriegsbeginn noch verschlimmern. Folgendes Schreiben des Gemeindevorstands vom 4. September 1939 illustriert die Situation:

„Trotz unserer wiederholten dringlicher Ermahnungen (!) in diesen ernsten Zeiten nach jeder Richtung Zurückhaltung zu bewahren, haben wir erfahren müssen, daß es noch immer in unserer Gemeinde Einzelne gibt, die das Gebot der Zeit nicht verstehen. Wir fordern deshalb abermals in nachdrücklichster Weise auf, gegenwärtig jedes unnötige Verweilen auf der Straße – außer zu den notwendigen Besorgungen und ähnlichen notwendigen Anlässen – insbesondere das müßige Herumlaufen oder gar das Herumstehen zu zweien oder dreien zwecks Unterhaltung auf offener Straße oder den Plätzen der Stadt (hier auch das Herumsitzen)

unter allen Umständen

zu unterlassen und auch im übrigen, so bei den Einkäufen und bei amtlichen Stellen und dergleichen, jegliches Hervordrängen und laute Benehmen zu vermeiden, sich vielmehr im Gegenteil nach jeder Richtung und allenthalben äußerster Zurückhaltung und eines ruhigen und würdigen Verhaltens zu befleißigen. Es darf auch nicht Einer von uns durch unangemessenes und Anstoß erregendes Auftreten die Gesamtheit unserer Gemeinde gefährden. Jeder Einzelne ist jetzt doppelt verantwortlich für das Ganze.³⁷

Hier wird zum einen der Druck deutlich, der auf dem Vorstand der jüdischen Gemeinde lastete, zum anderen seine Strategie: Abtauchen und überleben unter dem Ertragen aller Demütigungen. 1939 bestand vielleicht noch Hoffnung auf eine baldige Niederlage, auf einen Putsch der Armeeführung, vielleicht auch auf ein Wunder. Wie dies Adolf Forchheimer, Kriegsteilnehmer und ehemaliger Angehöriger der Oberschicht ertrug, ist nicht bekannt. Es sind keine Briefe an seinen Sohn überliefert.

Am 11. September wurde für Juden ein Ausgehverbot ab 20:00 Uhr verhängt. Am 23. September (am Jom-Kippur-Tag) mußten alle Rundfunkgeräte abgegeben werden.³⁸ Juden erhielten nur eine unzureichende medizinische Versorgung – so gab es ab 1942 für zuckerkrankte Juden kein Insulin mehr – sie erhielten im Erkrankungsfall keine

³⁶ Zitiert nach ebd., S. 647

³⁷ Zitiert nach Mistele, S. 72

³⁸ Vgl. ebd., S. 73f. Nach Benz am 1. und 20. September, vgl. Benz, S. 748

Lebensmittelzulagen mehr.³⁹ Es wurde alles getan, um sie zu demütigen. So hatte der Entzug der Reichskleiderkarte für Juden den Zweck, sie zerlumpt aussehen zu lassen.⁴⁰

Die Bamberger Juden mußten das Schlimmste befürchten, nachdem sie über Gerüchte von den Zuständen in den Konzentrationslagern im Osten erfuhren, in die man die Juden deportiert hatte. Des weiteren konnte man durch einen Bericht in der „Badischen Presse“ vom 14. Februar 1941 über das französische Lager Gurs (unter Vichy), in dem u. a. nach Frankreich emigrierte deutsche Juden interniert waren, Rückschlüsse über das Leben der Juden in deutschen Konzentrationslagern ziehen. Folgendes wurde über die Zustände in Gurs berichtet:

„Die Zustände in diesem Lager sind derart, so heißt es in einer Zuschrift, daß, wer sie nicht mit eigenen Augen gesehen und am eigenen Leib erlebt hat, [sie] nicht für möglich halten würde. Im Lager von Vernet sind ehemals kräftige Männer durch Hunger und Kälte so geschwächt, daß sie ihr Menschenantlitz verloren haben.

... Im Sammelleger Gurs sterben wöchentlich etwa 45 Menschen. Wir liegen bei 10 Grad Kälte auf bloßem Fußboden ohne Matratzen und Stroh, nur mit zwei dünnen Decken bedeckt.

... Man rechnete aus, daß, wenn keine Epidemie dazukommt und die Sterbefälle so ungefähr gleichbleiben, in ungefähr zwei Jahren das halbe Lager ausgestorben ist.“⁴¹

Der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde in Bamberg, Dr. Bauchwitz, wiegelte ab. Doch den Gemeindemitgliedern war wohl klar, was Deportation bedeutete, auch wenn man sich beruhigen lassen wollte. Die befürchteten Deportationen betrafen auch die Bamberger Juden. Im November 1941 mußte Dr. Bauchwitz den ersten Transport zusammenstellen. Von welchen Gesichtspunkten er sich dabei leiten ließ, ist nicht bekannt. Die Familien Isidor und Adolf Forchheimer waren bei diesem ersten Transport mit dabei. So gingen die beiden Brüder Forchheimer und ihre Ehefrauen, die Schwestern waren, gemeinsam. Nur der verwitwete Großvater Simon Michels blieb zunächst noch in Bamberg.

Dabei ist nicht bekannt, ob einige Familienmitglieder möglicherweise freiwillig mit auf diesen ersten Transport gingen, um als Familien zusammenzubleiben. Denkbar ist auch, daß sie angesichts der Vernichtung ihrer bürgerlichen Existenz und des Zusammenbruchs ihres Weltbilds keinen Überlebenswillen mehr hatten. Der Zusammenbruch seines Deutschpatriotismus⁴² muß Adolf Forchheimer in eine tiefe Krise gestürzt haben. Doch er

³⁹ Vgl. Mistele, S. 78

⁴⁰ Vgl. ebd., S. 83. Ab dem 26. Juni 41 erhielten Juden auch keine Zusatzscheine mehr für Seife und Rasierseife, vgl. Benz, S. 749.

⁴¹ Zitiert nach Mistele, S. 83

⁴² vgl. Brief Fred Forchheimers vom 27.10.43

konnte und wollte als preußischer Offizier und vielleicht auch als gläubiger Jude⁴³ nicht den Weg gehen, den viele Juden wählten, um wenigstens ihr Ende selbst zu bestimmen:

„Von Beginn an hatte der nationalsozialistische Terror bereits zahlreiche Juden in den Freitod getrieben. Suizide und Suizidversuche stiegen nach dem „Judenboykott“ vom April 1933, dem Anschluß Österreichs und während der Novemberereignisse von 1938 an. In der Deportationszeit erreichten sie ihren Höhepunkt. Eine „Selbstmordepidemie“ brach aus, die jede Gemeinde erfaßte. Zwischen 3000 und 4000 lag die Zahl der Opfer. Das waren mehr als 2% der deportierten Juden (134 000). In Berlin lag der Anteil bei 4%. Charakteristisch war die soziale Herkunft, die Zugehörigkeit zum unteren und gehobenen Bürgertum. Gerade diese stark assimilierten und akkulturierten Juden hatten fest an die Existenz einer deutsch-jüdischen „Symbiose“ geglaubt. Mit ihrem Freitod nahmen sie Abschied von dieser zertrümmerten Lebensgemeinschaft. Die meisten warteten bis zum letzten Moment, bis die Deportationsbescheide eintrafen. Dies war die letzte und entscheidende Krise, in der sie zutiefst das Gefühl des Ausgestoßenseins aus der deutschen Gesellschaft und des Verlusts erfuhren.“⁴⁴

Relativ unwahrscheinlich scheint mir, daß die Forchheimers Hoffnung hatten, in ihrem Alter zu überleben. Über sie ist als letztes nur bekannt, daß sie bei diesem Transport dabei waren. Weitere Lebenszeichen von ihnen gibt es nicht. Um ihr Schicksal weiter zu erhellen, folge ich im weiteren den Ausführungen Misteles, der sich auf Berichte von fränkischen Überlebenden dieses ersten Transports nach Riga stützt.

Unter den 106 Bambergern, die auf der Liste für den ersten Transport standen, war niemand volkswirtschaftlich wichtig beschäftigt; es war ein Transport von Personen, die meistens älter als 50 Jahre waren, sowie ihren jüngeren Familienangehörigen.⁴⁵ Aufgrund des Durchschnittsalters des Transports ist nicht anzunehmen, daß die Teilnehmer ernsthaft glaubten, es ginge in ein Arbeitslager, auch wenn die jüdischen Gemeinden aufgefordert waren, Ghettogerät (Baumaterial, Werkzeuge) zu besorgen und mitzugeben. In Wirklichkeit dienten die Geräte den Ansiedlungsdienststellen im Osten als Material und als Objekte für Tauschgeschäfte und Schiebungen.⁴⁶

Die Deportierten durften 50 kg an persönlichem Gepäck mitnehmen, wurden aber davor gewarnt, mehr mitzunehmen, als sie selbst tragen konnten.⁴⁷ Damit verloren sie alles, was sie zurücklassen mußten, denn mit der Evakuierung verloren sie die deutsche Staatsangehörigkeit, und damit fiel ihr Vermögen an das Reich.⁴⁸

⁴³ Immerhin hatte er als Gemeindediener der jüdischen Gemeinde in Bamberg gearbeitet, vgl. Gedenkbuch, S. 107

⁴⁴ Benz, S. 651.

⁴⁵ Vgl. Misteles, S. 90

⁴⁶ Vgl. ebd.

⁴⁷ Vgl. ebd., S. 87

⁴⁸ Vgl. ebd., S. 91

Die Juden, die auf die Deportation warteten, waren aufgefordert, „sich am Donnerstag 27. November 1941 früh in ihrer Wohnung ‚zur Festnahme‘ bereitzuhalten“⁴⁹,
Dann wurde man abgeholt, man gelangte zum Bahnhof, und dort ging es mit dem Zug nach Nürnberg. Sämtliche Papiere mußte man abgeben, nur die Kennkarte, versehen mit dem Stempel „evakuiert“, mußte man behalten. Irgendwann im Laufe des 27. Novembers kam der Bamberger Transport in Nürnberg an, wo ein Sammellager für ca. 1 000 Personen eingerichtet war. Der Abtransport der Juden erfolgte dann am 29.11. um 15:00 Uhr mit dem Transportzug.⁵⁰

Es gab kein Entrinnen:

„Als der Zug abfuhr, hatten die Insassen bereits einen ersten Vorgeschmack davon bekommen, in welche Lage sie geraten waren, denn die Türen der Waggons wurden verschlossen.“⁵¹

Nach Angaben von Überlebenden dieses Nürnberger Transports nach Riga waren die Reisebedingungen sehr deprimierend:

„Nur die ersten Wagen hinter der Lokomotive waren geheizt. Die Abteile, ursprünglich für acht Personen vorgesehen, waren mit zehn bis zwölf Mann reichlich überbelegt. Hinzu kam noch das Handgepäck. Auf Familien wurde offensichtlich – allen Anweisungen zum Trotz – keine Rücksicht genommen. So geschah es, daß schon zu Beginn der Reise nach Osten Angehörige getrennt wurden.

Verpflegung von außen gab es keine. Man hatte mit dem auszukommen, was man als Reiseproviant mitgenommen hatte. Wasser gab es nur zweimal während der ganzen Reise.“⁵²

Der Nürnberger Transport endete am 2. Dezember ca. 10 km östlich von Riga auf dem Rangierbahnhof Skirotawa. Zu Fuß ging es ein paar Kilometer weiter in das Lager Jungfernhof.⁵³

Eine Überlebende aus Nürnberg berichtet von den Erfahrungen des ersten großen Deportationsschubs:

„Der Jungfernhof war ein großes Gehöft. Dort wurden die Frauen und die Männer getrennt untergebracht. Wir Frauen kamen mit den Kindern in ein sehr großes Gebäude, das oben Scheune und unten Stall war. Es waren dort Bettgestelle aufgestellt, in denen zum Teil vier Personen übereinander schlafen konnten, zum Teil auch drei. Es werden etwa 600 Frauen und Kinder in dem großen Gebäude gewesen sein (...) Die Männer waren in einem anderen großen Gebäude, das 50m von unserem entfernt war, untergebracht. Die Männer konnten (...) untertags herüber in die Frauenunterkunft kommen, während der Freizeit. An sich konnten auch die Frauen in die Männerunterkunft hinübergehen, was aber selten geschah, weil es dort eiskalt war. Es war der sehr strenge Winter, und die Männerunterkunft war nur aus Holz, während die Frauenunterkunft unten wenigstens aus

⁴⁹ ebd., S. 92

⁵⁰ Vgl. ebd.; 93ff

⁵¹ Ebd., S. 95

⁵² Ebd.

⁵³ Vgl. Ebd., S. 97

Stein war. (...) Schon im Februar 1942 haben sog. Transporte begonnen. Zuerst kamen die Geistesgestörten fort. Wir hatten keine Ahnung, daß sie getötet werden sollten. Es wurde gesagt, sie kämen nach Riga, es wurde auch gerüchteweise von Krankenhäusern gesprochen. Es gingen dann noch mehrere Transporte fort, meistens handelte es sich um Kranke, ältere und schwächliche Leute. Man hat auch bei diesen Transporten zunächst an nichts Böses gedacht.“⁵⁴

Die Leute klammerten sich an die Hoffnung, daß diese Transporte zum Besten der Beteiligten geschahen, so auch bei einem Transport vom 26. 3. 1942 mit 1700 Personen, der angeblich zu einer Konservenfabrik nach Dünamünde führte.⁵⁵ Über die Betroffenen wurde berichtet:

„Sie waren vielleicht ganz froh, weil sie hofften, daß es ihnen in der Konservenfabrik besser gehe, vor allem verpflegungsmäßig.“⁵⁶

Doch sehr bald wurde im Jungfernhof klar, daß die Aktion Dünamünde nichts mit einer Konservenfabrik zu tun hatte. Vielmehr wurden die Menschen zu einem Birkenwäldchen gefahren und dort erschossen:

„Unsere Unterkunft ist durch diesen Transport vom 26.3.1942 sehr leer geworden. Im ganzen Jungfernhof waren damals nur noch ca. 450 Menschen, und fast lauter arbeitsfähige. Etwa 3 bis 4 Wochen nach diesem 26.3. ist dann bei uns durchgesickert, daß die ganzen abtransportierten Leute noch am gleichen Tag in einem Hochwald bei Riga erschossen worden sind.

Wie die Nachricht ins Lager gekommen ist, weiß ich zwar nicht genau. Aber ich erinnere mich, daß die arbeitsfähigen jüdischen Häftlinge, die auf den Feldern arbeiten mußten, mit Bauern zusammengekommen sind und [die traurige Wahrheit] von diesen erfahren haben.“⁵⁷

Jene Massenerschießungen spielten sich mehr oder weniger offen vor den Augen der einheimischen Bevölkerung ab. Eine Hausfrau aus Riga, die in der Nähe des Birkenwäldchens wohnte, berichtete.

„Mein Haus ist nur einen bis anderthalb Kilometer vom Walde entfernt; daher konnte ich sehen, wie die Menschen in den Wald gebracht wurden, konnte ich hören, wie sie erschossen worden sind. Ich weiß, daß die Deutschen einmal innerhalb von zwei Tagen mehr als 10000 Menschen erschossen haben. Das war am Karfreitag und am Samstag vor Ostern 1942. Gebracht wurden die Menschen in Omnibussen bzw. grauen Fahrzeugen. Es kamen jeweils vier bis fünf Omnibusse bzw. Kraftfahrzeuge, sie kamen in Abständen von einer halben bis zu einer ganzen Stunde. Die Omnibusse und die Autos waren mit Juden überfüllt. An diesen beiden Tagen, Freitag und Samstag, fuhren sie Tag und Nacht. Allein am Freitag habe ich innerhalb von zwölf Stunden 41 Omnibusse gezählt, die Menschen in den Wald brachten. Etwa 20 bis 30 Minuten später kamen sie leer aus dem Wald zurück. Tag und Nacht hörten ich und andere Einwohner die Schüsse aus den Gewehren und automatischen Waffen. Mit den Fahrzeugen, die aus dem Wald zurückkamen, wurden die Kleider der Ermordeten wegtransportiert. ...

⁵⁴ Zitiert nach ebd., S. 99

⁵⁵ Vgl. ebd.

⁵⁶ Zitiert nach ebd.

⁵⁷ Zitiert nach ebd., vgl. auch ebd., S. 99f

Am Ostersonntag war alles still. Es war ein schönes und sonniges Wetter. Wie viele andere, so ging auch ich mit meiner Familie in den Wald, um die Gräber der erst am Tag zuvor erschossenen und völlig unschuldigen Menschen zu sehen.

Unter den vielen Gräbern erblickten wir, d. h. ich, meine Familie und viele Familien, ein offenes Grab, das mit Leichen Erschossener angefüllt war. Die Leichen lagen unordentlich durcheinander, sie waren nur leicht oder mit Unterwäsche bekleidet. Es waren, wie wir feststellten, die Leichen erschossener Frauen und Kinder. Neben dem Grab waren Blutlachen zu sehen. Haare, abgeschlagene Finger, Hirn, Schädelknochen, die Schuhe von Kindern und andere persönliche Gegenstände. (...) Erschossen worden waren auch Juden aus dem Ausland. Das konnte man an den verschiedenen zurückgebliebenen Gegenständen erkennen. Nahezu neben jedem Grab befand sich eine Feuerstelle, auf der die Faschisten unbrauchbare Gegenstände verbrannt hatten.

An der Asche konnte man sehen, daß Kleidung verbrannt worden war, denn in der Asche lagen Knöpfe, Schnallen, Brillenfutterale und die Fassungen von Brillen, die metallenen Bestandteile von Damenhandtaschen, Brieffaschen und Geldbörsen sowie viele persönliche Gegenstände. An den Feuerstellen und neben den Gräbern wurden verschiedene Papiere, Fotografien und Ausweise gefunden. Anhand der Ausweise und Fotografien war festzustellen, woher die Menschen stammten, denn auf der Rückseite der Fotos waren der Stempel des Fotografen und die Stadt zu erkennen. Mithin war es mir möglich, festzustellen, daß die hier erschossenen Menschen aus Österreich, Deutschland, Ungarn und anderen Ländern hierher gebracht worden waren.⁵⁸

Aus dem Augenzeugenbericht wird klar, daß die Opfer offensichtlich mit ihren Handtaschen etc. aus den Bussen aussteigen mußten, sich dann bis auf die Unterwäsche entkleiden mußten und dann erschossen wurden. Die „abgeschlagenen Finger“ lassen darauf schließen, daß man den Leichen die Eheringe entwendet hat.

Was müssen wir daraus für das Schicksal der nach Riga deportierten Forchheimers schließen? Man muß annehmen, daß am 26. März 1942 höchstens noch einige jüngere Bamberger als arbeitsfähig eingestuft worden waren. Da alle anderen nach Dünamünde kamen, waren die älteren Familienmitglieder und die Kinder spätestens am 27. März 1942 tot, darunter auch Isidor und Johanna sowie Adolf und Rosa Forchheimer. Doch auch die anderen starben wenig später, denn von den Bamberger Juden des ersten Transports überlebte niemand. Über die genauen Umstände ihres Todes wissen wir aber nichts.

Zum Schicksal der übrigen Familienmitglieder: Simon Michels, der Vater von Rosa und Johanna Forchheimer, starb am 22. September 1942 in Theresienstadt. Ihr Bruder Erich, der seit 1926 in Bamberg gelebt hatte, wurde am 24. März 1942 nach Izbica (Distrikt Lublin) deportiert. Dort verliert sich seine Spur.⁵⁹ Ermordet wurde auch der älteste Sohn von Adolf und Rosa Forchheimer, Ruprecht Forchheimer, der seit seiner frühen Kindheit in einem Pflegeheim in Berlin lebte:

⁵⁸ Zitiert nach ebd., S. 100

⁵⁹ Vgl. Gedenkbuch, S. 264f. Auch Erichs Sohn Fritz Martin kam wurde Opfer des Holocausts: Er wurde am 19. April 1943 nach Auschwitz deportiert und ermordet, vgl. ebd.

„Die Umstände seiner Ermordung sind nicht bekannt. Sein registrierter Todestag und –ort wird mit dem 2. Januar 1941 in Cholm (Distrikt Lublin) angegeben. Das Standesamt Cholm war jedoch ein fiktives NS-Standesamt, um den Mord an Kranken zu verschleiern.“⁶⁰

Von den Bamberger Familien Michels und Forchheimer überlebten nur zwei die Vernichtungsmaschinerie der Nazis.

Dies waren zum einen Margot, die einzige Tochter von Isidor und Johanna Forchheimer, die rechtzeitig nach England entkommen war.⁶¹

Zum anderen war dies das jüngste der beiden Kinder von Adolf und Rosa Forchheimer, ihr am 23. Juni 1918 geborener Sohn Alfred – unser Fred Forchheimer. Einen wesentlichen Anteil an seiner Rettung hatte die Pionierorganisation „Hechaluz“.

⁶⁰ Gedenkbuch, S. 108

⁶¹ Vgl. ebd., S. 110.

2. Selbstbehauptung als Hechaluzpionier

2.1. Bamberg – München – Frankfurt

Fred Forchheimer schreibt, daß er sich 1934 der Organisation Hechaluz anschloß und ihr insgesamt 10 Jahre angehörte.⁶² Dazu schrieb er 1943 an M., wie er Zionist geworden sei: Er habe mit der Zeit nicht nur Haß auf die Nationalsozialisten entwickelt, sondern auch etwas Positives:

„eine Liebe zu diesem Volk, das durch jahrtausendlanges Vegetieren in der Diaspora sein eigenes Volksein nicht mehr kennt, nur noch gebunden und erinnert an diesen Gedanken durch die steifen Dogmen einer überalten Religion. Den nationalen Stolz in diesem Volk wiedererwecken, ihm klarzumachen, daß auch der amoralisch lebt, der sich treten und bespucken läßt, ohne darauf zu reagieren, - kurz, dieses Volk wieder zu einem Volk zu machen – im eigenen Land (Palästina), mit eigener Sprache (hebräisch) mit eigener Kunst, Musik, Malerei, Literatur, mit eigenem Recht auf Leben und Freiheit, mit eigenen Konsulaten im Ausland, mit eigener Armee und dem völkerrechtlichen Schutz seiner Existenz – das wäre eine Aufgabe.“⁶³

Umso größer sei seine Freude gewesen, als er erkannt hatte, daß er nicht der erste sei, der diese Aufgabe erkannt hatte, sondern daß es bereits eine Organisation gab, die um ein jüdisches Palästina kämpfte:

„Es bestand bereits eine Organisation, die schon seit ca. 50 Jahren die Kolonisation Palästinas betreibt (und mit Erfolg), die für eine hebräische Nationalsprache für das jüdische Volk agiert, die bereits mit den Vertretern der Weltmächte in diplomatischer Verbindung steht. Dies war die sogenannte ‚zionistische‘ Organisation. Es war selbstverständlich, daß ich mir dieser Organisation anschloß und mich voll und ganz diesen Aufgaben widmete. Da jeder Neubeginn einen besonderen Einsatz fordert und dieser Einsatz im Falle einer nationalen Renaissance nur von der Jugend gegeben werden kann, so entstand in dieser ‚zionistischen‘ Organisation eine zweite, engere Organisation von Jugendlichen, die bereit waren, alles – auch ihr Leben – für diese Aufgaben in die Waagschale zu werfen: Eine jungnationale Avant-Garde. Sie nennt sich ‚Hechaluz‘ ist hebräisch und heißt: ‚Der Pionier‘. Das heißt: Diese Organisation, die Jugend und Elite des Volkes, soll dem ganzen Volk den Weg zum Leben und zur Freiheit öffnen. Sie soll das Judenschicksal, das durch Jahrtausende von anderen Völkern bestimmt wurde, wieder in seine eigenen Hände nehmen und wir – die Jugend – müssen den Hauptteil der Schwierigkeiten überwinden, die einem schwachen und gehetzten Volk in seinem Kampf um das Daseinsrecht entgegenstehen.“⁶⁴

Dies schreibt Fred in der Rückschau. Ob er bereits als 16jähriger so gedacht hat, ist nicht bekannt. Es ist anzunehmen, daß seine Eltern nach 1933 seine Mitgliedschaft in Hechaluz förderten, denn zum Studium wurde er als Jude nicht zugelassen, und für alle Fälle – falls sich Deutschland seiner humanistischen Tradition nicht besinnen sollte – konnte eine Lehre mit Option auf Auswanderung nach Palästina nicht schaden.

⁶² Vgl. Brief vom 5.3.44

⁶³ Brief vom 9.11.43

⁶⁴ Ebd.

Der Zionismus hatte in Deutschland angesichts der Demütigung und Verfolgung in den 30er Jahren schnell an Bedeutung gewonnen, denn er bot „durch die Idee der jüdischen Nation“⁶⁵ und der Heimstatt in Palästina eine Chance auf eine neue Heimat für die deutschen Juden, die ja nicht mehr Teil der deutschen Nation sein durften:

Mit der „Alijah“, der Einwanderung nach Palästina als Erhöhung, finde „das zerstreute Volk zurück in seine Heimat“.⁶⁶

Diese Einwanderung sollte auch jenen ermöglicht werden, die nicht die finanziellen Mittel dazu hatten:

„Denen bot sich eigentlich nur die Möglichkeit, mit einem Arbeiterzertifikat einzuwandern. Da diese Auswanderungswilligen aber im allgemeinen nicht die dazu geforderte handwerkliche Ausbildung durchlaufen hatten, mußten sie an Umschulungskursen teilnehmen. Diese berufliche und sprachliche Vorbereitung auf die Auswanderung nach Palästina wurde mit dem hebräischen Wort für Ertüchtigung „Hachscharah“ bezeichnet. Der Kreis der Teilnehmer beschränkte sich im wesentlichen Chaluzim und Chaluzot (Kameraden und Kameradinnen) im Alter von 18 bis 35 Jahren. Zur Durchführung einer solchen beruflichen Vorbereitung wurde 1918 die Organisation „Hechaluz“ („der Pionier“) gegründet; der deutsche Landesverband entstand im Dezember 1922 in Zusammenarbeit mit den Angehörigen der Jugendbünde und den Mitgliedern der zionistischen Arbeiterbewegung.“⁶⁷

Dabei ging es der Organisation, die in Bamberg mindestens seit 1932 bestand⁶⁸, nicht nur um Umschulung⁶⁹, sondern in erster Linie um die Schaffung eines „neuen Menschen“, so zitiert nach einer Aktivistin, die 1938 nach Palästina auswanderte:

„Chaluz ist heute, zumindest in Deutschland, nicht nur der jüdische Mensch, der gewillt ist, als Arbeiter nach Erez-Israel zu gehen, sondern weitgehend wird in diesen Begriff einbezogen der Mensch, der bereit ist, freiwillig und ohne Resignation auf Güter und Lebensformen zu verzichten, die seinem wirklichen Stand in der Welt nicht sehr angemessen sind und lähmend auf die Umgestaltung der gesamten jüdischen Gemeinschaft wirken.“⁷⁰

An anderer Stelle wird „Hechaluz“ definiert:

„Der Hechaluz ist diejenige Jugendorganisation, in deren Händen die geistige und berufliche Erziehung der zukünftigen palästinensischen Arbeiter liegt. Er bildet in ideologischer und organisatorischer Hinsicht einen Bestandteil der zionistischen Bewegung.“⁷¹

⁶⁵ Benz, S. 447

⁶⁶ Vgl. ebd.

⁶⁷ Ebd., S. 455

⁶⁸ vgl. Loebel, S. 117. Die Chaluzim finanzierten bereits im Sommer 1932 ein eigenes Haus in Bamberg, das zwar 1933 von der Polizei geschlossen wurde, aber 1935 wieder öffnen durfte. Die Organisation war noch bis 1941 zugelassen, vgl. ebd., S. 118

⁶⁹ Diese Umschulung war nötig, um Arbeiterzertifikate ausstellen zu können. Die landwirtschaftliche Ausbildung erfolgte in Betrieben bei jüdischen Grundbesitzern oder in eigenen Ausbildungsbetrieben der Reichsorganisation von Hechaluz. Diese Auswanderung war zunächst von der Reichsregierung geduldet, vgl. Benz, S. 456f.

⁷⁰ Zitiert nach ebd., S. 456

⁷¹ Zitiert nach ebd.

Hier geht es um die Bildung einer Avantgarde. Und für einen Jugendlichen, dem die deutsche Gesellschaft keine Zukunft mehr bietet, dem sie das Recht auf Bildung verweigert, der die Diskriminierung seiner Eltern miterleben mußte, bietet sie die Chance auf einen sinnvollen Neuanfang in einem eigenen Land. Dazu kam die sozialistische Neigung von Alfred Forchheimer, der sich als Jugendlicher von der damals großbürgerlichen Existenz seiner Eltern abgestoßen fühlte:

„Bereits früher, wenn ich mit Kameraden meiner eigenen ‚Gesellschaftsschicht‘ - (mit Kindern von Arbeitern durfte ich nicht verkehren) – Tennis spielte, wenn ich den finanziellen Aristokraten des Umgangskreises meiner Eltern formelle Besuche abstatten mußte, wenn man im Wagen ‚auf’s Land‘ fuhr und die Grüße der Bauern mit einem Nasenrumpfen ‚duldeten‘, fiel mir die Diskrepanz zwischen den Grundsätzen des Rechtes, der Ethik und Moral auf der einen Seite und gerechtem, ethischem und moralischem Leben auf der anderen auf. Ich lernte die Schwächen dieser höchsten Schicht kennen, die Ungerechtigkeit, die Unmoral, die Verständnislosigkeit, die Charakterlosigkeit. Ich fühlte mich nicht mehr wohl in ihr. Ich wurde das schwarze Schaf der Familie, der ‚Sozialist‘, der ‚Idealist‘ – der Utopist.“⁷²

„Hechaluz“ bot die Chance, diese sozialistische Neigung auszuleben, Teil der Arbeiterklasse zu werden, einen Arbeiterberuf zu erlernen und gleichzeitig im Bewußtsein erzogen zu werden, einer Elite anzugehören, „einer jungnationale[n] Avant-Garde“, die darauf vorbereitet wird, dem eigenen „Volk den Weg zum Leben und zur Freiheit [zu] öffnen“, wie Forchheimer im oben zitierten Brief schreibt⁷³.

Fred Forchheimer schloß sich der Organisation an, arbeitete ein Jahr als Mechaniker in Bamberg und erfuhr dann, daß Palästina Landarbeiter brauche.

„Ich zog dann zu einigen Freunden nach München und arbeitete dort ein Jahr in der Gärtnerei, da in die Landwirtschaft nicht hineinzukommen war.“⁷⁴

Er genoß seine Zeit in München. So schwärmte er M. noch 1943 trotz seines Hasses auf Deutschland von München vor:

„Warst Du schon mal in München? München ist von allen Städten, die ich kenne, die einzige, in der ich mir vorstellen könnte, mich ein ganzes Leben lang wohlfühlen – wenn ich nichts anderes zu tun hätte. Ich weiß nicht, ob das München von heute noch mit dem München von damals zu vergleichen ist. Ein eminentes Kulturleben auf dem Gebiete der Malerei, Bildhauerei, Literatur und vor allem – Musik.

Außerdem – das ‚Deutsche Museum‘! Ich kenne es wie meine Taschen. Ein halbes Jahr hab ich täglich ein paar Stunden und fast jeden Samstag und Sonntag – wenn man nicht gerade in der Pinakothek oder Glyptothek war – im ‚Deutschen Museum‘ verbracht. Eine geniale Schöpfung.“⁷⁵

⁷² Brief vom 9.11.43

⁷³ Ebd.

⁷⁴ Brief vom 6.12.43

⁷⁵ Ebd.

Aus seinem Brief geht auch hervor, daß er dort keine Not litt; er hatte genug Geld und Zeit, um mehrere Stunden jeden Tag im Deutschen Museum oder in Galerien zu verbringen, und er besuchte auch die Oper. Dies zeigt aber auch, daß er vielleicht mit dem Großbürgertum seines Elternhauses gebrochen hatte, aber nicht mit dessen bildungsbürgerlichen Werten. Dann wurde die Gärtnerei von der Hitlerjugend abgebrannt, und er mußte München verlassen, um nicht arbeitslos zu werden⁷⁶:

„Nachdem ich mich endlich schweren Herzens entschlossen hatte, diese herrliche Stadt zu verlassen und mich noch einmal von allem ‚verabschiedet‘ hatte – der Feldherrenhalle mit den Tauben, vom Museum, von der Oper, von den Galerien – und von meinen Freunden, fuhr ich auf Aufforderung der Organisation hin nach Frankfurt/M, wo sich eine große Werkstadt befand, in der Handwerker aller Art ausgebildet wurden. Eine sogenannte ‚Berufsschule‘. Dort sollte ich zwei Jahre Theorie und Praxis im Maschinenbau und Metallkonstruktion durchgehen, um dann am Technikum in Haifa zum Ingenieur weitergebildet zu werden.“⁷⁷

Damit hatte er eine Lebensperspektive, er hatte auch die Chance auf ein Ingenieursstudium, das ihm Deutschland verwehrte. Auch in Frankfurt genoß er das Kulturleben und lernte dort seine spätere erste Frau Ruth kennen. Er schreibt über sie:

„Sie war 16 Jahre alt und ich 19, als wir uns in Frankfurt/M kennen lernten. Sie war Schülerin auf einer Haushaltsschule, ich Schüler auf der Berufsschule. Auch in Frankfurt lebte ich mit einem größeren Kreise von Freunden in einem Haus zusammen und Ruth kam öfters zu unseren kulturellen Veranstaltungen, die dort hauptsächlich aus literarischen, philosophischen und politischen Abenden bestanden. Ein äußerst kluges und sympathisches Mädel – natürlich und unproblematisch mit einer gesunden Portion ‚sex appeal‘.

Wir wurden gute Freunde, ohne daß unsere Beziehung auch nur im geringsten äußerlich über den Rahmen des ‚platonischen‘ hinausging. Kunst, Literatur, Psychologie und Philosophie waren unsere gemeinsamen Interessen. Wir besuchten die Kunstgalerien gemeinsam, vertieften uns in Rembrandt oder Raffael, in Kolbe oder Sintenis, sprachen über Stil und Farbe, über Stoff und Form – nie über uns selbst.“⁷⁸

Hier beschreibt er auch, wie sehr es noch bis 1938 möglich war, als jüdischer Jugendlicher ein relativ normales Leben zu führen. Die Organisation Hechaluz kümmerte sich nicht nur um die berufliche Ausbildung, sondern auch um die kulturelle Bildung. Und noch bestand die Möglichkeit, Museen und Galerien zu besuchen, und man konnte auf eine bessere Zukunft hoffen. Doch dann änderte sich alles, und es gab für Juden keine bürgerliche Existenz in Deutschland mehr.

⁷⁶ Vgl. ebd.

⁷⁷ Ebd.

⁷⁸ Brief vom 27.12.43

2.2. Buchenwald

Noch in der Reichspogromnacht wurden die jüdischen Männer verhaftet. Insgesamt wurden über 26 000 jüdische Männer in die Konzentrationslager Buchenwald, Sachsenhausen und Dachau transportiert. Allein aus Frankfurt und Umgebung kamen 2.621 Juden nach Buchenwald⁷⁹, und unter ihnen war auch Fred Forchheimer. Harry Stein, ein Mitarbeiter der Gedenkstätte Buchenwald, schildert den Leidenszug der jüdischen Häftlinge in Buchenwald:

„Ging der Transport mit der Reichsbahn, so schlug man sie schon im Tunneldurchgang des Weimarer Bahnhofs zusammen. Über fünf Tage lang wurden in nicht abreißender Folge Juden über den ‚Carachoweg‘ durch die schmale Pforte des Lagertores Buchenwald gehetzt und erreichten mit Platzwunden, Quetschungen und Knochenbrüchen den Appellplatz. Die SS steigerte den Empfangsterror mit jedem Tag. Sie war allgegenwärtig und gnadenlos, nicht ansprechbar und auch nicht zufriedenzustellen durch Unterwerfung.

Gustav Beutler berichtet: ‚Wir mußten von den Fahrzeugen herunterspringen und durch ein Spalier von SS-Schlägern, die mit Stöcken und Eisenstangen ausgerüstet waren, bis zum Buchenwaldtor laufen. Bei dieser Prozedur wurden viele zusammengeschlagen. Vor mir lief ein älterer Kamerad aus Halle namens Walter Schwabach, dem das Ohr abgeschlagen wurde. Ich selbst bekam einen Schlag ins Auge, von dessen Folge ich das Augenlicht auf diesem Auge verlor. Vor dem Tor nahmen uns Häftlinge in Empfang, beruhigten und ordneten uns und führten uns in Gruppen auf den Appellplatz. Dort mußten wir bis in die tiefen Nachtstunden stehen, da die eigens für die Juden aufgestellten Baracken noch nicht fertig waren. Es waren bis in die Abendstunden hinein bereits Tausende Juden, die durch das Tor auf den Appellplatz geführt wurden. Unbeschreibliche Szenen spielten sich ab.“⁸⁰

Die Zustände in den Baracken waren unerträglich: qualvolle Enge, weder Fenster noch Lüftungsmöglichkeiten, weder eine Waschgelegenheit noch Platz für die Wäsche, dünne Wände, die keinen Schutz gegen die Kälte boten, keine Heizgelegenheit.⁸¹

„In nächtlicher Arbeit entstanden hinter den Baracken zwei offene Latrinen. Da es kaum Wasser gab, wurde Regenwasser aufgefangen, verdorbenes Essen trug ein übriges zu einer massenhaften Durchfallerkrankung bei. Die Luft roch nach Urin und Kot, auch im Inneren der Notbaracken, wo nachts jeweils fast 2000 Mann lagen. Einige der in den ersten Tagen erschlagenen Juden konnten nicht mehr namhaft gemacht werden. Vorübergehend wurde daraufhin den Eingelieferten eine Nummer auf den Unterarm gestempelt. Viele überkam ein Gefühl vollständiger Ohnmacht. Ergebnislos beliefen sich einige laut auf frühere Verdienste für Deutschland, andere verfielen in Weinkrämpfe, wieder andere verharrten völlig apathisch.“⁸²

Viele konnten die Zustände seelisch nicht verkraften. Ein jüdischer Arzt sagt aus:

„Übergeschnappt, verrückt! Ist das ein Wunder? Nein, in der furchtbaren Atmosphäre der Notbaracken IA-VA konnte so etwas nicht ausbleiben. Vorgestern noch waren sie Familienväter, Direktoren, Abteilungsleiter, Wissenschaftler. Gestern wurden sie unter unvorstellbaren Bedingungen Gefangene ihrer Todfeinde. Und heute ...? Der schnelle

⁷⁹ Vgl. Stein, S. 41f

⁸⁰ Ebd., S. 41

⁸¹ Vgl. ebd., S.44

⁸² Ebd., S. 44f

Sturz ins Nichts hat sie durchdrehen lassen. Von ihnen in keiner mehr am Leben. Paarweise wanderten sie in den Bunker und von da ins Krematorium.“⁸³

Und es waren die Kranken, denen es am schlimmsten ging. Juden waren bereits Anfang November aus dem Häftlingskrankenhaus geworfen worden. Es war verboten, sie zu behandeln. Erst im Dezember ließ die SS für sie unterhalb des isolierten Judenlagers ein eigenes Revier zu, dem vier Pfleger und jüdische Leichenträger zugeordnet waren. Bereits vorher aber hatte es jüdische Ärzte aus Wien gegeben, die dort unter Lebensgefahr dem Verbot zuwider mit einfachsten Mitteln praktizierten. Mit dem Winter kamen Erfrierungen und Amputationen hinzu, dazu Fälle von Paratyphus.⁸⁴

Zu der Gefahr, an Krankheiten und Entbehrungen zu sterben, kam die Todesgefahr durch SS-Willkür:

„Nach dem Inferno der ersten Wochen vergingen die Tage im Sonderlager mit Appellstehen, stundenlangem Sitzen auf dem Appellplatz, oder ‚Freiübungen‘ in der Nässe und Kälte des anbrechenden Winters. Die Juden im Sonderlager befanden sich in der extremen Ausnahmesituation, daß es keinen Alltag gab, der sich kalkulieren ließ, und nur in Ansätzen ein Rhythmus erkennbar war, auf den man sich einstellen konnte. Dies schien lebensnotwendig und zugleich sinnlos angesichts der Tatsache, daß die SS ohne durchschaubares System, unberechenbar und trotzdem mit einer alle Winkel der isolierten Zone erfassenden Systematik die Häftlinge terrorisierte. Die Erfahrung des Ausgeliefert-Seins, ohne eine berechenbare Chance des Ausweichens oder Abschwächens, ging für die meisten, denen nur die Alternative einer fluchtartigen Auswanderung blieb, einher mit einem erdrutschartigen Verfall der Lebensperspektiven. Der ungeheure psychische Druck der entstandenen Lage, wo jeder Tag den Aufruf zur Entlassung oder Tod bedeuten konnte, blieb neben den apokalyptischen Bildern des Sonderlagers für viele ein lebenslanges Trauma.“⁸⁵

Die Bedingungen für die Entlassung waren Ausplünderung und Auswanderung. Dies wurde bereits in den ersten Tagen über den Lagerlautsprecher klargemacht:

„‘Alle Judenvögel herhören! Erstens: Ihr bleibt solange hier, bis ihr eure Geschäfte, Fabriken und Häuser verkauft habt und beweisen könnt, daß ihr schleuigst auswandern werdet.“⁸⁶

Konkret konnte dies so aussehen, wie ein Mitinhaber einer Frankfurter Leder- und Schuhfirma 1945 an Eidesstatt darlegte:

„Am 9. November 1938 verhaftete man mich und brachte mich in das berüchtigte Lager Buchenwald. Dort erhielt ich offiziell Nachricht von einem Vertreter der oben erwähnten Handelsabteilung der Frankfurter NSDAP, daß ich nicht damit rechnen konnte, jemals aus Buchenwald entlassen zu werden, wenn mein Bruder und ich nicht die Vorschläge des beiliegenden Vertrags akzeptierten. Ich nahm also an und wurde am 23. November 1938 entlassen und der beigefügte Vertrag (er sah den Verkauf der Firma zum Verkaufspreis

⁸³ Zitiert nach ebd., S. 46

⁸⁴ Vgl. ebd., S. 45-47

⁸⁵ Ebd., S. 48

⁸⁶ Zitiert nach ebd., S. 47

von 3 Prozent des Nettowerts vor und war von der Dresdner Bank organisiert – d. Vf.[Stein]) trat endgültig am 17. Dezember in Kraft.“⁸⁷

Fred Forchheimer mußte zu diesem Zeitpunkt klar gewesen sein, daß seine Eltern nicht mehr die Mittel hatten, ihn freizukaufen. Dank einer „Einreise- und Arbeitserlaubnis für Landwirtschaft in Dänemark“ wurde er dennoch entlassen, und zwar mit der Auflage, Deutschland innerhalb von vier Wochen zu verlassen.⁸⁸ Es war die Organisation Hechaluz gewesen, die ihn zur weiteren Ausbildung nach Dänemark senden und ihn danach nach Palästina schicken wollte. Dies rettete ihm das Leben.

Fred Forchheimer hatte Buchenwald überlebt, im Gegensatz zu 233 seiner jüdischen Schicksalsgenossen.⁸⁹

In einem Brief an M. nimmt er Bezug auf die Ereignisse in Buchenwald:

„Heute vor 5 Jahren peitschte man einen Menschen zu Tode. Leben ohne Hoffnung. Morgen vor 5 Jahren zwang man uns, zuzusehen, wie ein Mann gehenkt wurde. Übermorgen vor 5 Jahren erfroren 32 Mann in einer Nacht. Am Mittwoch vor 5 Jahren starb mein damaliger bester Freund an Lungenentzündung. Am Donnerstag vor 5 Jahren wurde ich entlassen.“⁹⁰

Ausführlicher schildert er an einer anderen Stelle, was Buchenwald und das Schicksal seiner Familie in ihm auslösten:

„War ich vor dem Einsetzen der Judenpogrome in Deutschland schon fruchtbarer Boden für die Saat derer, die Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenrechte ernten wollten, so wurde dies durch den Angriff auf die Juden noch in erheblichem Maße gestärkt. Daß man meine Kameraden brutal ermordete, meine Eltern deportierte und wahrscheinlich irgendwo unbegraben liegen ließ, daß man die Bezeichnung Jude zum Schimpfnamen machte, das alles hat in mir einen glühenden Haß gegen dieses Deutschland entfacht, der nie wieder gelöscht werden kann, solange es noch einen schuldigen Deutschen gibt. Was ich in diesen Jahren innerhalb und außerhalb des Konzentrationslagers an unmenschlicher Brutalität und Grausamkeit gesehen und erlebt hat, hat in mir jedes humane Empfinden diesen Bestien gegenüber erstickt.“⁹¹

Auch die Bereitschaft zum Kampf auf Leben und Tod für die zionistische Sache, die sich in dieser Zeit entwickelte, sollte sein Leben in Dänemark und eine Zeitlang auch in Schweden bestimmen:

„Unser Leben ist Kampf. Vorgestern in Deutschland, gestern in Dänemark, heute in Schweden – morgen in Palästina. Verstehst Du jetzt, warum ich in meinem letzten Briefe schrieb, daß das Schicksal uns bald wieder auseinanderreißen wird? Das Schicksal, das ich in meine Hände nehmen muß, ist nicht mehr nur mein eigenes, es ist das meines Volkes. Der eigene Trieb zur Ruhe, zur Schönheit, zur individuellen Liebe, zur Musik muß zurückstehen vor der gewaltigen Aufgabe, die uns ruft. Unser Leben ist voller Verpflichtungen. Die Judenfrage wartet auf die Beantwortung. Sie wird nicht gelöst in

⁸⁷ Zitiert nach ebd., S. 47f

⁸⁸ Vgl. Brief vom 6.12.43

⁸⁹ Vgl. Stein, S. 128

⁹⁰ Brief an M. vom 1.1.44

⁹¹ Brief vom 9.11.43

ästhetischer Diskussion, nicht in Worten und Phrasen. Sie kann nur gelöst werden in der Tat – im bewußten menschenwürdigen Handeln – das lieber den einzelnen opfert, als auch nur einen Fußbreit des Errungenen aufzugeben. Und die sich opfern wollen, wenn es sein muß, derer gibt es nur wenige. Unser Leben ist ein Chaos von Verpflichtungen – von den Rechten wird vielleicht einmal später die Rede sein, wenn wir es erleben. Verstehst Du jetzt, warum ich in meinem letzten Brief schrieb, daß ich mich danach sehne, wieder einmal in Ruhe gute Musik zu hören? – Weil ich weiß, daß ich nicht eher ruhen werde, bis ich mein Ziel erreicht oder, wenn ich es nicht mehr selbst erleben darf, mein Werk in gute Hände übergeben habe. Meine Jugend ist kurz und doch gehört sie mir nicht alleine. Meine Kräfte sind klein und doch darf ich nicht nur für mich kämpfen. wir sind die Zähne eines großen Rades, das stehen bliebe, wenn wir absprängen.“⁹²

In diesen Worten spiegelt sich Forchheimers eigene Erfahrung wider, aber auch die Schulung durch Hechaluz: Um Palästina muß gekämpft werden, gegen alle Widerstände, unter Einsatz des eigenen Lebens und Hintanstellen privater Interessen.

⁹²

Ebd.

Literaturverzeichnis

1. Quellen

Briefwechsel Fred Forchheimer und M. 1943 – 44 (Privatarchiv des Verfassers, Identität M. dem Verfasser bekannt)

2. Sekundärliteratur

Beisbart, O. / Daniel, R. / Deusel A. Yael. *Jüdisches Bamberg, Ein Gang durch die Stadt*. Bamberg, 2013

Benz, Wolfgang (Hg.). *Die Juden in Deutschland 1933 – 1945*. München, 1988

Deusel, Yael / Beisbart, O. / Fichtl, F. (Hgs.). *Gedenkbuch der jüdischen Bürger Bambergs: Opfer des nationalsozialistischen Terrors 1933 – 1945*. Bamberg, 2010 (2. Aufl.)

Fichtl, Franz u.a. (Hgs.). „*Bambergs Wirtschaft judenfrei*“: *Die Verdrängung der jüdischen Geschäftsleute in den Jahren 1933 bis 1939*. Bamberg, 1998

Klasson, Bo. “Obituary Fred Forchheimer“, in: *Prosthetics and Orthotics International* Vol. 11, Iss. 1, 1987, p. 9.

Loebl, Herbert. *Juden in Bamberg: Die Jahrzehnte vor dem Holocaust*. Bamberg, 2000 (2. Aufl.)

Mistele, Karl M. *Das Ende einer Gemeinde: Juden in Bamberg 1930 – 1942*. Bamberg, 1988

Stein, Harry. *Juden in Buchenwald 1937 - 1942*. Gedenkstätte Buchenwald 1992

Paucker, Arnold. *Jewish Resistance in Germany: The Facts and the Problems*. Gedenkstätte Deutscher Widerstand 2001

Stokholm Banke, Cecilie Felicia. “Between Accomodation and Awareness: Jewish Resistance in Scandinavia under Nazism”, in: Henry, Patrick (Hg.). *Jewish Resistance against the Nazis*. Washington, D.C., 2014